

## **Den kirchlichen Mangel verwalten – oder „die Segel neu ausrichten“? Was uns gemeinsam herausfordert**

Derzeit werden nahezu in allen Bistümern der Bundesrepublik Deutschland die pastoralen Räume neu umschrieben und Wege für eine intensivere Zusammenarbeit von Gemeinden gesucht. Das bereitet Sorgen und schafft Unruhe. Was nach meinem Ermessen derzeit freilich oft zu kurz kommt, sind inhaltliche Fragen, die den Auftrag der Kirche betreffen. Wenn wir wissen, was wir wollen, werden wir auch lernen, wie wir das Gewollte, auch auf neuen Wegen, erreichen. – Ich sehe – und das sind meine Gliederungspunkte – vier Herausforderungen für uns, die wir uns für unsere Bistümer und Gemeinden verantwortlich wissen, Bischöfe, Seelsorger wie Laienchristen:

### **1. Herausforderung: Abschiede von Gewohntem zulassen und Veränderungen nicht als Katastrophe ansehen**

Wir sollten uns darin einig sein: Das Leben und die Gestalt der Kirche waren zu allen Zeiten Veränderungen ausgesetzt. Was jetzt an Umbrüchen und Veränderungen passiert, ist nichts Außergewöhnliches.

Wir stehen in einem tief greifenden Wandel der Gesellschaft, der unweigerlich auch die „Sozialgestalt“ von Kirche und damit auch die unser gewohnte kirchliche Leben vor Ort berührt. Dieser Wandel ist oft beschrieben worden. Aber ist auch „verinnerlicht“, welche Konsequenzen das haben wird? Die verbreitete gegenwärtige Resignation, die „Atmosphäre der Verzagtheit“, die unsere Ortskirchen und z. T. unseren Klerus und die Gemeinden bestimmt, hat oftmals in dieser untergründigen Wahrnehmung der gewandelten gesellschaftlichen und religiösen Atmosphäre ihren Ursprung. Man spürt die Veränderungen zu „früher“, aber es fehlt eine Vorstellung davon, wie es weitergehen könnte. Das lähmt und schafft Resignation.

Ich habe an unsere Priester und Mitarbeiter in der Seelsorge im Bistum Erfurt einmal geschrieben:

*Das wichtigste Signal, dass von der Erfurter Bistumskirche ... ausgehen sollte, wäre dies: Sparzwänge, Personalabbau und Strukturfragen sind bei uns kein Dauerthema! Natürlich müssen auch wir uns gegebenen Veränderungen klug und sehr überlegt anpassen, aber dabei vergessen wir nicht, was uns alles kirchlich möglich ist – auch unter veränderten Rahmenbedingungen! Wir können auch in den nächsten Jahrzehnten durchaus eine „einladende, das Evangelium auf den Leuchter stellende Kirche“ sein.*

Wir spüren: Hier geht es um innere Einstellungen, um geistliche Grundhaltungen, um eine Glaubenszuversicht, die sich nicht nur „von unten“ her, von den Realitäten her speist, sondern auch und vor allem „von oben“, von unserer österlichen Zuversicht.

Nur ein kleines Gedankenexperiment: Würde ich gern Katholik sein unter den Bedingungen einer Kirche in den Zeiten des „ancient regimes“, der Liaison von „Thron und Altar“, als die Obrigkeit die Religionsausübung reglementierte? Wir sind heute froh, an den Freiheiten des demokratischen Verfassungsstaates auch als Christen zu partizipieren. – Daraus folgt für mich eine erste Einsicht:

Bei allen Überlegungen, wie mit Priester- Gläubigen- und Geldmangel umzugehen ist (was man natürlich leicht schlecht reden kann: „verdünntes Weitermachen“, „Mangelverwaltung“, „Downsizing“...) braucht es noch dringlicher das erneute, gleichsam auf den Stand von heute gebrachte Nachdenken und die gemeinsame Verständigung über den bleibenden Auftrag der Kirche in einer sich weiter in Richtung Freisetzung und Individualisierung hin verändernden Gesellschaft.

Ich fasse mein Anliegen in das Bild: Unsere Ortskirchen müssen ihr Kleid den kirchlich, auch gesellschaftlich veränderten Gegebenheiten anpassen.

Meine Vision für Thüringen ist eine Ortskirche, die bei ihrer Grundaufgabe bleibt: Das Evangelium Jesu Christi auf den Leuchter zu stellen, damit möglichst viele Menschen mit dem „Licht von oben“, mit der guten Botschaft des Evangeliums in Berührung kommen können.

Nun haben wir uns freilich an einen bestimmten Stil des kirchlichen Lebens gewöhnt. Die besonders nach dem Krieg noch ausgebaute Gemeindepastoral mit starker Ortsnähe und viel Hauptamtlichkeit hatte ihre Vorteile. Es ist nicht leicht, auf Gewohntes zu verzichten. Ich denke beispielsweise an die Unruhe, wenn in Gemeinden Messzeiten verändert werden sollen.

Wir alle müssen beweglicher werden, die Priester und Diakone, die Ordensleute, die in der Seelsorge und Caritas Tätigen, aber eben auch unsere Gemeinden mit ihren Gremien, Gruppen und Vereinen. Auch Großpfarreien der Zukunft werden aus mehreren Gemeinden und Gemeinschaften bestehen. Freilich wird der Priester nicht immer in der Nähe zur Verfügung stehen. Es braucht Beweglichkeit im doppelten Sinn des Wortes: dass wir z. B. den Gottesdienst dort aufsuchen, wo er gefeiert wird, gegebenenfalls eben auch an einem anderen Ort, und beweglich in dem anderen Sinne, dass wir über den Raum der eigenen, bisher gewohnten Pfarrei hinausdenken. Was das bedeutet, ist nochmals eine andere Frage.

Doch das sehe ich zunächst einmal als wichtig an: Es braucht die innere Annahme der Tatsache, dass es ohne Veränderungen für die Präsenz des Christentums in unserem Land keine Zukunft geben wird. Und dazu braucht es eine Neubesinnung auf das, wofür Kirche heute zu stehen hat, „wozu sie taugen soll“. Anders gesagt: Wenn der Wind jetzt auf einmal aus veränderter Richtung weht, gilt es „die Segel neu auszurichten“.

## **2. Herausforderung: Sich auch in Kirche und Seelsorge auf den gesellschaftlichen Pluralismus und die weiter zunehmende „Freisetzung“ des Menschen einstellen**

Damit sind zwei ineinander verwobene Grundherausforderungen inhaltlicher Art genannt, deren Bewältigung für das Klima unseres kirchlichen Lebens, aber auch seiner Gestalt wichtig sein wird.

### **2.1 Im Pluralismus der Zeit Glaubensentschiedenheit und Glaubensfreude finden und darin feststehen**

Die gesellschaftliche „Luft“ ist auf absehbare Zeit hin von einer vielgestaltigen Grundgestimmtheit geprägt. Das ist Folge einer langen geistesgeschichtlichen Entwicklung. Geschlossene katholische „Milieus“ gibt es nicht mehr. Auch die Versuche mancher Gruppen und Bewegungen, christliche „Gegenwelten“ zu etablieren, werden auf Dauer kaum durchtragen können. Deshalb stelle ich mir die Frage, ob wir diesen Pluralismus und die damit verbundenen Probleme nicht doch offensiver angehen müssten.

Ich behaupte, dass dieser heute verbreitete weltanschauliche Pluralismus, oft verbunden mit einer skeptischen Distanz zur Religion, nicht in jedem Fall, gleichsam zwangsnotwendig – wie oft behauptet – zur Vergleichgültigung von Überzeugungen führen muss, auch nicht von religiösen Überzeugungen.

Im Gegenteil: Eine Vielzahl von religiösen Überzeugungen und Weltdeutungen kann sogar dabei helfen, religiöse Lebendigkeit zu entfalten. Die US-amerikanische Gesellschaft steht dafür als Beispiel, wiewohl dort auch noch andere Faktoren die erstaunliche Lebendigkeit des Religiösen bis heute stützen.

Ich möchte auf eine Eigentümlichkeit der religiösen Überzeugung hinweisen. Der Gottesglaube hat seine Überzeugungskraft in sich selbst. Das haben wir als Christen im alten Staatssozialismus der DDR erfahren: Gerade wegen der öffentlichen Verleumdung des

Glaubens als altmodisch und rückschrittlich kam es bei vielen katholischen Christen zu einer neuen Qualität, zu einer inneren Reifung im Gottesglauben. Er wurde gerade nicht als Knebelung erfahren, sondern als ein tiefes und beglückendes „Zu-sich-selbst-Kommen“. Das ist wie bei einer gelingenden Partnerschaft, einer Freundschaft: Sie bestärkt sich im Vollzug. Sie erweist ihre Evidenz, indem ich mich auf sie einlasse.

Natürlich bringt für ungefestigte Menschen ein weltanschaulicher Pluralismus in der Gemengelage der offenen Gesellschaft mancherlei Gefährdungen mit sich. Der Erfurter Soziologe Hans Joas hat diese mit dem Begriff Kontingenzerfahrung, also Erfahrungen von Zufälligkeit, Beliebigkeit bezeichnet.

Hans Joas macht das einmal anschaulich in einem Bild. Ein Ehemann entdeckt nach einigen Ehejahren, dass es außer seiner Frau noch viele andere liebenswerte Frauen gibt. Die Ursprungserfahrung einer Liebe, die sein JA und seine anhaltende Treue zu dieser konkreten Partnerin begründet hat, weitet sich zu einer Kontingenzerfahrung: Hier stehe ich – aber ich könnte auch ganz anders!

Nun ist die bloße Konfrontation mit der Tatsache, dass es neben der christlichen Religion auch andere Religionen bzw. säkulare Lebensdeutungen gibt, noch kein hinreichender Grund, meine persönliche Bindung an den christlichen Glauben zu erschüttern. Freilich: Die existenzielle Erfahrung gestiegener Kontingenz meiner religiösen Lebensoption verändert die Qualität, die Art der Bindung. Ohne eine Einbeziehung dieser Infragestellungen meiner Entscheidung durch das Verhalten anderer bleibt meine Entscheidung, meine Bindung nicht überlebensfähig. Genau in diesem Prozess einer Vertiefung, einer qualitativen Neugewinnung unseres Gottesglaubens stehen wir heute.

Die Verweigerung des Gottesglaubens bleibt ein Geheimnis des Herzens. Ich gebe zu: In unseren Zeiten ist die Gotteswirklichkeit so abgedunkelt, dass manche nur sehr schwer Gott wahrnehmen können. Wir heutigen Menschen sehen überall nur uns selbst. Wir durchschauen – wie wir meinen – alles, aber auch wirklich alles, selbst die Religion, ihre Entstehung und ihre Existenzbedingungen. Wer aber alles durchschaut, sieht am Ende gar nichts mehr!

Ich denke manchmal: Muss einer, wenn er spricht, um die Grammatik wissen? Grammatik ist die selbstverständliche Voraussetzung beim Sprechen und Schreiben, an die wir im alltäglichen Gebrauch nicht denken. Jetzt nehme ich einmal meinen Mund sehr voll: Für mich ist die Welt Gottes weder fern noch verworren. Sie ist für mich eine Sache täglicher und stündlicher Erfahrung, wie vergleichsweise das Atmen. Die Leugnung Gottes kommt mir vor wie eine Art Amnesie, wie eine Geistesabwesenheit, eine Vergesslichkeit. Man denkt eben beim Lesen nicht an die Augen.

Der Christ von heute wird die geistliche Fähigkeit haben müssen, mitten in der Alltäglichkeit den Gotteshorizont wahrzunehmen. Ich vergleiche unsere religiöse Lage gern mit der Erfahrung in einem „Spiegelkabinett“ in manchen barocken Schlössern: Alle Wände, auch Türen und Fenster sind verspiegelt. Das ist ein unheimliches Gefühl. Man ahnt nicht, dass es darüber hinaus noch eine größere Wirklichkeit, einen weiteren Horizont gibt. Man sieht immer nur – sich selber! Das ist unsere Lage als Glaubende in diesem gegenwärtigen säkularen Zeitalter. Deshalb ist es lebensnotwendig, geistige und geistliche Horizonterweiterungen vorzunehmen. Der Christ von heute muss in der Lage sein, gleichsam – um ein anderes Bild zu gebrauchen – an Ort und Stelle durch den Wüstensand der Alltäglichkeit hindurch Tiefenbohrungen zu machen, um an die lebendige Quelle der Gottesgegenwart zu gelangen. Wir brauchen Horizonteröffnungen auf Gott hin, „Erschließungserfahrungen“ im Blick auf eine österliche Deutung des eigenen Lebens und der Welt. Solche Erfahrungen, die jeder Glaubende macht, zu bezeugen, ist unsere bleibende Aufgabe. Um einen bekannten Werbespruch zu gebrauchen: Wir sollten in Wort und Tat bezeugen: Mit dem zweiten, mit dem Auge des Glaubens sieht man besser!

Die Kirche ist grundsätzlich niemals mit einer bestimmten Gesellschaftsform oder gar einer kulturellen „Großwetterlage“ verbunden, noch nicht einmal an bestimmte Pastoralstrukturen.

(Immer gab es z.B. in der Vergangenheit neben den Pfarrstrukturen auch Ordensstrukturen, teilweise auch Verbandsstrukturen, die auch seelsorglich bedeutsam waren und sind). Ganz im Gegenteil: Sie hat es in der Vergangenheit, wenn auch manchmal mit schmerzhaften Verzögerungen immer wieder geschafft, das Evangelium in die konkreten gesellschaftlichen und kulturellen Kontexte neu „einzustiften“ und diese damit positiv zu beeinflussen. Das Christentum hat ja diesen Geist der aufgeklärten Moderne, der uns heute zu schaffen macht, z. T. mit verursacht und auch geprägt.

Anders gesagt: Diaspora ist nicht ein zufälliger und zeitweiliger kirchengeschichtlicher Notstand der Kirche, sondern die Grundbestimmung ihres Daseins. Das Stichwort „Wüste“ ist biblisch gesehen positiv besetzt: als Ort intensiver Gotteserfahrung und nachhaltiger Umkehr. Unsere derzeitige Situation der Verunsicherung als Christen ist Gnadenzeit, nicht Zeit des Unheils.

## **2.2 Die Fähigkeit, sich in Freiheit für den Dienst an Gott und den Nächsten zu binden**

Eng mit diesen Überlegungen verbunden ist diese andere Einsicht: Der gesellschaftliche und individuelle Freiheitsraum für den Einzelnen wird sich in Zukunft noch ausweiten. Das bedeutet, dass die Glaubensverkündigung und die Selbstdarstellung von Kirche in der Öffentlichkeit einem kritischen und auswählenden (und manchmal auch abwählenden) Votum der Menschen gegenüberstehen. So fragwürdig und beschwerlich diese Grundhaltung des Individualismus in unserer Gesellschaft ist, birgt sie aber auch eine Chance in sich, dass Glaubensentscheidungen nachhaltig getroffen und durchgetragen werden. Es ist weniger an religiöser „Dressur“ möglich. Wir leben in mancher Hinsicht religiös ehrlicher als vorangehende Generationen.

Vielleicht darf man auch den Zugewinn von Freiheit für den einzelnen Menschen als ein Zeichen der Zeit verstehen, an dem Verkündigung und Seelsorge anknüpfen können. Dass solche aus der Mitte des eigenen Ich getroffenen Entscheidungen seelsorglich gestützt und kirchlich (durch Gottes Wort und die Sakramente) gestärkt werden müssen, steht außer Frage. Aber zunächst einmal müssen wir davon ausgehen, dass „Bekehrungen“ nie bloße Übernahme vorgegebener Verhaltensmuster sind, sondern aus der Einsicht heraus erfolgen, durch das Christsein eine Weitung des eigenen Lebenshorizontes zu erfahren, gleichsam das eigene Leben in neuem, „österlichem“ Licht sehen zu können.

Ich stelle dies deshalb so ausführlich dar, weil ich überzeugt bin, dass wir als Seelsorger und als Kernschar der Christen in den Gemeinden die notwendigen kirchlichen Freiräume nur gewinnen werden, wenn wir uns auf diese Realitäten einstellen. Es geht zunächst überhaupt nicht um eine Bewertung dieser ohne Zweifel in sich zwiespältigen Phänomene. Aber es wäre unrealistisch, sie im Blick auf die Bedingungen, unter denen kirchliches Leben heute sich gestalten wird, zu verdrängen.

Dies also ein weiterer Merkpunkt für unsere gemeinsame Überlegung: Unsere Kirche und die Seelsorge müssen sich innerlich und äußerlich einstellen auf eine geistig plurale Welt, in der das Christliche nicht von vornherein das Selbstverständliche ist, und auf einen erweiterten Freiheitsraum mit einer enormen Zunahme von Wahlmöglichkeiten, auch weltanschaulicher und religiöser Art.

Das verlangt einem kirchlichen Arbeitsstil, der auf die innere Überzeugungskraft des Evangeliums baut und die Menschen zur „Wahl“ einer ganz persönlichen Lebensoption herausfordert (vgl. die Überschrift des Briefes der französischen Bischöfe: „Proposer la foi“). Das führt zu meiner dritten Überlegung:

## **3. Herausforderung: Neu die Grundaufgaben von Kirche in den Blick nehmen**

Im Herbst 2004 hatten viele Menschen weit über unser Bistum hinaus Anteil an der geglückten Reparatur der Gloriosa-Glocke unseres Erfurter Domes genommen. Nicht nur Kirchen-

besucher freuten sich, dass die Glocke nun wieder geläutet werden kann. Auch viele Nichtchristen teilten unsere Freude.

Ich habe den Eindruck, dass mehr und mehr Menschen durchaus spüren: Unsere Kirchen sind mehr als nur Kulturdenkmale. Manchmal sagen mir das auch kirchenferne Leute ganz ausdrücklich: „Es ist schon gut, dass es Kirche gibt – auch wenn ich persönlich mit ihr nichts anfangen kann.“

Können wir Christen eigentlich sagen, wozu Kirche gut ist? Meist wird darauf verwiesen, dass sich die Kirche für die sozialen Belange einsetzen soll, oder auch für den Erhalt der Werte in der Gesellschaft. Das ist durchaus richtig. Ich möchte eine weitere, noch gewichtigere Antwort vorschlagen. Wozu ist Kirche gut? Die Kirche ist dazu da, den Menschen den Weg zum Himmel zu zeigen.

Dazu ist Kirche da. Sie soll sich um das Heil, um das „Ganz-Sein“ der Menschen kümmern. Sie soll Wegweiser auf einen Gott der „Fülle“ hin sein. Wir dürfen uns als Kirche nicht in Nebenaufgaben verlieren. Darüber müssen wir uns gemeinsam Gedanken machen. Was mich als Bischof bedrängt, ist die Vorstellung: Ein Thüringer würde nach seinem Tode vor Gott stehen und zu ihm sagen: „Ich habe noch nie etwas von dir gehört!“

Sicherlich hat Gott tausend Möglichkeiten, das Herz der Menschen auch heute zu berühren. Aber zunächst einmal ist es Aufgabe der Kirche, also unser aller Aufgabe, von Gottes Liebe, seinen Verheißungen, seinem heiligen Willen Zeugnis zu geben, und zwar so, dass alle Menschen davon erfahren. Uns allen, die wir zur Kirche gehören, sind die „Seelen“ der Menschen in diesem Land anvertraut. Wir alle sind Seelsorger. Was heißt das konkret?

**Kirche ereignet sich dort, wo diese drei Dinge passieren:**

- 1. wo Jesus Christus – auf welche Weise auch immer – in den Blick gerückt und geholfen wird, ihn im Blick zu behalten,**
- 2. wo Getaufte und Gefirmte sich miteinander vernetzen und Weggemeinschaften im Glauben, Hoffen und Lieben bilden und**
- 3. wo anderen Menschen einladend Türen zu Gott hin geöffnet werden.**

Um dieser drei Aufgaben willen gibt es Kirche.

Zur **ersten** Aufgabe einige wenige Bemerkungen:

Immer wieder bitte ich die Gläubigen um zwei Dinge. Zum einen bitte ich sie, an die hauptamtlichen Seelsorger mit der Erwartung heranzutreten: Zeigt uns Jesus Christus! Seid nicht nur Organisatoren eines vielgestaltigen Gemeindelebens, sondern seid noch mehr „Geistliche“, die uns helfen, Jesus Christus im Blick zu behalten. Für das Management so mancher Dinge im Gemeindealltag, die auch notwendig sind, braucht man keine Weihe und keine feierliche Sendung.

Und meine zweite Bitte geht in diese Richtung: Wir selbst sollen und dürfen füreinander Seelsorger werden, dann nämlich, wenn der Herr in unseren Worten und noch mehr in unserem Leben erkennbar wird. Die Art, wie wir leben, wie wir miteinander umgehen, uns in das öffentliche Gespräch einmischen, wichtige Entscheidungen treffen, Prioritäten setzen – das alles kann und wird zur Seelsorge im weitesten Sinne, durch die die Lebensart Jesu in den Blick tritt, seine „Gesinnung“, seine Ausrichtung auf den Vater im Himmel, seine Erwartung der kommenden Welt.

So werden durch mein Lebens- und Glaubenszeugnis auch andere im Glauben, im Hoffen und in ihrer Gottes- und Nächstenliebe gestärkt. Wir selbst leben ja auch vom Lebensbeispiel, das andere uns geben. Die Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit z. B. sind nicht an die Priesterweihe gebunden.

Ich nenne ein praktisches Beispiel: Es kann sein, dass demnächst an Ihrem Ort kein Priester, keine Gemeindefereferentin mehr zur Verfügung steht. Heißt das, dass dann keiner mehr

die Kinder beten lehrt? Sind nicht die Eltern auch weiterhin die ersten und wichtigsten Lehrer in der Kunst des Betens? Und wenn es die Eltern nicht können oder nicht wollen: Findet sich dann keiner vor Ort, der sich der Kinder annimmt?

Genau das, was jetzt schon erfreulicherweise in vielen Gemeinden geschieht: die Stärkung der Eigeninitiative, sei es beim Beten, bei der Katechese, beim Begleiten von Jugendlichen, bei der Gestaltung des Kirchenjahres – das muss wachsen und noch selbstverständlicher werden. Wir müssen uns gegenseitig helfen, Jesus Christus im Blick zu behalten.

Zur **zweiten** Aufgabe von Kirche: Die Vernetzung der Glaubenden.

Niemand ist Christ für sich allein. Zu unserem Leben in der Nachfolge Christi gehört Gemeinschaft, gehört Vernetzung. Jesus hat seine Jünger zwar einzeln berufen, aber gemeinsam ausgesandt.

Ich bin davon überzeugt, dass in naher Zukunft dieser Aspekt unseres Christseins noch wichtiger werden wird. Ein Christ ohne die Gemeinschaft anderer Christen ist wie ein Fisch ohne Wasser. Und wenn nun die kanonischen Pfarreien noch größer werden? Dann wird es Vor-Ort-Gemeinden geben, die von kleinen Initiativkreisen und Kerngruppen inspiriert und getragen werden.

Im Normalfall war (und ist oft noch) die Weggemeinschaft im Glauben die Pfarrgemeinde am Ort oder in der unmittelbaren Umgebung. Dort feiern wir die heilige Messe mit, empfangen wir die Sakramente, erleben wir das Kirchenjahr und übernehmen wir auch bestimmte Dienste. Solche Gemeinschaft im Glauben kann man auch zusätzlich an anderen Orten finden, im Umfeld von Klöstern z. B., von kirchlichen Häusern oder in Geistlichen Gemeinschaften. Es gibt – wie ich das gern nenne – eine Vielzahl geistlicher „Oasenorte“, in denen man Anregung und Stärkung für den Alltag geschenkt bekommt.

Wir brauchen als Christen heute Orte und Gelegenheiten, „kommunikative Glaubensorte“, „geistliche Selbsthilfegruppen“, „Glaubensbiotope“, wo wir miteinander im Gespräch sind, wo wir das Leben im Licht des Evangeliums deuten, wo wir uns gemeinsam vergewissern, dass wir auf dem rechten Weg sind, und wo wir uns als Christen auf diesem Weg bestärken.

Die Deutsche Post benutzt z. B. längst manche Läden, in denen man Briefe und Pakete aufgeben kann. Könnte z. B. ein katholischer Kindergarten ein Ort sein, wo Kontakt zur Kirche, zum Pfarrbüro, zum Pfarrer in der nahen Stadt zwanglos hergestellt werden könnte?

Oder: Geistliche „Tankstellen“ des Glaubens können nicht überall sein. Aber es gibt sie, wenn man ein wenig sucht. Diese gilt es mit unserem „Lebensautomobil“ immer wieder bewusst anzusteuern und regelmäßig aufzusuchen. Diese Mobilität wird das Bild der katholischen Christen von morgen prägen.

Noch einige Worte zur **dritten** Aufgabe: dem Evangelium Türen nach außen öffnen.

Es liegt eine innere Logik in der Tatsache, dass wir in den letzten Jahren zunehmend auf das Thema „Mission“ gestoßen wurden. Dieses Thema ist nun nicht einfach ein neues seelsorgliches Aufgabenfeld neben anderen. Es beansprucht angesichts der heutigen gesellschaftlichen und kulturellen Situation, in der die Kirche steht, eine grundlegendere Aufmerksamkeit.

Meine Vision ist es, die Chance der Gottesberührung für kirchen- und gottferne Menschen eine neue pastorale Priorität in der Kirche zu geben, was durchaus die Sorge um den „Glutkern“ der Gemeinde und seiner Belange mit einschließt. Kirche lebt immer von Sammlung und Sendung. Eine Ortskirche, die sich ernsthaft darauf einzustellen beginnt, dass „Neueinsteiger“ und „Wiedereinsteiger“ aus diesem gesellschaftlichen, durch Pluralismus und Individualität geprägten Umfeld zu ihr Kontakt suchen, wird sich zwangsläufig in ihrer kirchlichen Selbstdarstellung ändern. Bekehrte schaffen heilsame Unruhe.

Immer wieder höre ich: Für die Erwachsenen, die sich heute taufen lassen oder die als früher Getaufte wieder bewusst neu mit Gott beginnen, ist der Auslöser dafür meist die Begegnung mit einem wachen Christen. Und das muss nicht immer ein Pfarrer sein!

Manches kann passieren im vertrauten Gespräch mit jemandem, von dem ich weiß: Er oder Sie sucht einen Wiedereinstieg in die Gottesdienstpraxis. Dieser müde gewordene Mitchrist schämt sich vielleicht, von sich aus den ersten Schritt zu tun. Ein gutes Wort, eine freundliche Einladung, ein Willkommensgruß von jemandem aus dem Pfarrgemeinderat – das wirkt oft Wunder.

Aus kleinen Zeichen und Anstößen kann Großes wachsen, kann ein Neuanfang werden. Das Gespür für das, was in einer Situation möglich und angebracht ist, ist uns allen durch Gottes Geist gegeben. Wir müssen nur aktivieren, was er uns an Gaben der Herzlichkeit und Freundlichkeit geschenkt hat. Haben wir keine Furcht, von unserem Glauben und Gottvertrauen vor anderen zu reden! Die Selbsteinschüchterung ist kein guter Ratgeber für heutige Christen. Gerade, weil wir anders sind und anders handeln als so viele, werden wir so manchem Mitmenschen Türen auf Gott hin öffnen können. Profilierte Biographien sind für die Menschen immer interessant.

Eine Beobachtung: Erfreulich sind oft Berichte von Priestern und Paten, die Taufbewerber oder getaufte „Neueinsteiger“ begleiten konnten. Solche Taufbegleiter sind merkwürdigerweise in ihrem Selbstverständnis meist positiver, d. h. hoffnungsvoller gestimmt als andere. Das gilt sicher auch für die Gemeinden selbst, die sich bewusst auf solche „Hinzukommenden“ einstellen und helfen, diese gut zu „empfangen“. Sie werden dabei oft im eigenen Glauben bestärkt.

Voraussetzung für solche „Zeugenschaft“ ist freilich: Wir müssen bereit sein, uns in Glaubensdingen ins eigene Herz schauen zu lassen. Ich möchte es so sagen: Es ist wohl ein hervorragender seelsorglicher Einfall des lieben Gottes, dass wir einander „Hebammendienste“ im Glauben leisten dürfen. Der Glaube entzündet sich und wächst dort, wo wir ihn teilen.

Darum als Anregung für unser Gespräch über die Zukunft von Kirche und Seelsorge diese Aussage:

Die Seelsorge hat zwar das Ziel der Sammlung aller an Christus Glaubenden – aber nicht, um sie seelsorglich zu „bemuttern“, sondern um der Sendung willen!

Anhand dieses Grundsatzes ließe sich manches, was derzeit noch in den Pfarrgemeinden geschieht, kritisch auf den Prüfstand stellen.

#### **4. und letzte Herausforderung: In der Ausgestaltung von Seelsorge und kirchlichem Leben eine neue Weite gewinnen**

Wir werden dabei unterschiedlicher Wege gehen müssen, von denen manche noch nicht erkundet sind. Noch einmal: Seelsorge ist nicht allein Aufgabe der Hauptamtlichen in der Pastoral. Diese, vor allem die Priester, haben natürlich ihre spezifischen, unersetzlichen Aufgaben. Doch die Weitung in die „Sendung“ hinein kann nur zusammen mit Frauen und Männern heraus geleistet werden, die selbst aus der Gottesgegenwart heraus leben.

Es ist unwahrscheinlich, dass alle in einem Territorium einer Pfarrei Lebenden wirklich „mitsorgende Gemeindeglieder“ werden. Von diesem Ziel sollten wir uns entlasten. Hier wird zu viel unnötiger „pastoraler Schweiß“ vergossen! Doch muss sich der Bischof natürlich um lebendige Gemeindeglieder bemühen, dafür Hilfen geben, evtl. sogar Aufträge an Ehrenamtliche (wie das der Bischof von Poitiers tut). Das Wort Gottes und die Eucharistie sind die unersetzlichen Quellorte des Glaubens, der Communio mit dem Herrn und untereinander und der Sendung. Im Bild: Es muss Öl in der Flasche sein, damit oben aus dem Flaschenhals etwas „herausduften“ kann!

Dennoch müssen wir uns darauf einstellen, dass heute der wirkliche Lebensraum eines katholischen Christen nicht vornehmlich von der territorial bestimmten Pfarrgemeinde geprägt sein wird, wiewohl es hier zwischen und innerhalb unserer Diözesen Ungleichzeitigkeiten gibt. Theologisch ist ohnehin zu bedenken, dass für katholisches Kirchenverständnis die Bistumskirche die eigentliche Ortskirche ist, nicht unbedingt die Pfarrgemeinde.

Es wird vermutlich in Zukunft mehr und mehr eine „Kirche in dualer Gestalt“ (Medard Kehl SJ) geben: Eine Kirche, die in bestimmten Zentren eine regionale Breitenwirkung entfaltet (Kirche mit „Leuchtturmeffekt“) – und eine Kirche im nahen Lebensbereich, weithin ohne Hauptamtlichkeit, aber getragen von Christen, die sich in bestimmten Anliegen, etwa für die Katechese, für das Gotteslob im Kirchenjahr, für einen Kindergarten, für eine Hospizgruppe, für die Integration ausländischer Mitbürger o.ä. zusammenschließen und so „Nahbereichskirche“ bilden, oft sehr intensiver Art. (Vielleicht können wir für diese Art des Kirche-Seins etwas von den sog. „Kleinen christlichen Gemeinschaften“ in Asien und Afrika lernen!)

Ich gehe davon aus, dass es in Zukunft größere Auffächerungen und unterschiedliche Ausprägungen von Gemeindetypen geben wird. Schon heute „teilen“ sich Pfarrgemeinden in Citybereichen der Großstädte bestimmte Spezialaufgaben bzw. „Angebote“ in der Pastoral, wodurch es über die Pfarrgrenzen hinweg zu Personenbewegungen kommt. Es ist auch interessant zu sehen, dass es durchaus nicht nur Lockerung traditioneller Bindungen an die „eigene“ Pfarrgemeinde gibt, sondern auch neue Bindungen an geistlich geprägte Orte, Ereignisse („events“), Gruppen und Initiativen, in denen manche ihr Christsein leben.

Diese offene Gestalt von Seelsorge birgt auch die Chance in sich, dass sich suchende Menschen, die sich zu einer Totalidentifikation mit Kirche im Augenblick nicht imstande sehen, dort „anhängen“ können, um dann zu sehen, ob sie später (etwa im Rahmen eines Katechumenats) den entscheidenden Schritt in die Kirche hinein wagen können. Unser heutiger Papst Benedikt schrieb einmal in einem seiner früheren Interview-Bücher im Blick auf die „Gottesfürchtigen“ im Judentum der neutestamentlichen Zeit: „Gerade mit der Verkleinerung der Christengemeinden, die wir erleben, werden wir nach ... Formen der Zuordnung, des Sich-an-Hängen-Könnens, der Offenheit Ausschau halten müssen“. Und er fügte hinzu: „Dieses Bewusstsein, nicht ein geschlossener Club, sondern immer aufs Ganze hin geöffnet zu sein, ist ein untrennbarer Bestandteil der Kirche“ (J. Ratzinger, Gott und die Welt, München 2000, S. 380).

Deshalb brauchen wir (an möglichst vielen Punkten) „Glaubensorte“. In größeren Räumen sind „Leuchttürme“, die orientieren, unersetzlich. Wir müssen gemeinsam überlegen, welche Orte und Häuser solche „**Leuchttürme**“ sein können und deswegen gestärkt werden sollten. Wallfahrten z. B. sind für manche Gläubige sehr wichtig. Bildungs- und Gesprächs-Initiativen können Themen setzen und so in eine Region ausstrahlen. Christliche Periodica können durch Berichterstattung und Kommentierung orientieren und hilfreiche Durchblicke geben. Ordenshäuser sind kostbare Anlaufstellen für den geistig vagabundierenden Zeitgenossen. Es braucht geistige und geistliche Zentren, die anders als die Gemeinden in der „Fläche“ im Blick auf die Glaubensstärkung der Einzelnen und für das christliche Zeugnis in der Mediengesellschaft besondere Wirkung entfalten.

Das 2007 in Thüringen intensiv gefeierte Elisabeth-Jahr hat mir gezeigt: Es gibt in diesem kirchenfernen Bundesland Thüringen mehr „Gottesfürchtige“ und am Glauben Interessierte als wir meinen. Die Pfarrer bei der Bundeswehr bestätigen mir das. Unser Bildungsreferent, der mit hiesigen ungetauften Künstlern und Wissenschaftlern Kontakt hält, weiß das. Die Menschenmassen, die an „Tagen des Offenen Denkmals“ hier in die Kirchen strömen, machen mich hellhörig. Nicht der sich säuberlich abschließende Kokon ist Grundfigur von Kirche, sondern das Netzwerk, in das man sich einklinken und mit Eigenem einbringen kann. Unser Bistum in Thüringen wird solch eine „**Missionskirche neueren Typs**“ werden, die mit Anlauf- und Kontaktstellen zur Gesellschaft hin arbeiten muss.

Auch eine neue Beweglichkeit vieler Menschen kommt uns für neue Formen des Kirche-Seins entgegen. Es gibt viele, die bewusst „Vernetzungen“ suchen und dabei auch längere Wege in Kauf nehmen. Hier hätten beispielsweise auch die kleiner werdenden Gruppen von

Ordensleuten wichtige Aufgaben, wie sich schon hier und da überzeugend zeigt. Generell gilt: Nicht unser Kleiner-Werden ist das Problem, sondern eher eine Selbstmarginalisierung, für die es eigentlich keinen Grund gibt.

Ich verweise abschließend noch auf dieses Anliegen:

Es gilt, **kirchlich-caritative Einrichtungen** als Knotenpunkte christlicher Präsenz stark zu machen. Manche kirchliche Einrichtungen, besonders sozialer Art, sind zwar oft in anderen Zeiten und Notsituationen entstanden, haben aber mit alten und gewandelten Aufgabenstellungen bis heute große Bedeutung. Solche Einrichtungen erreichen bei uns täglich viele auch nichtkirchliche Menschen. In ihrer seelsorglichen Bedeutung nicht zu unterschätzen sind unsere kirchlichen Kindergärten, aber auch Schulen, Heime, Betreuungseinrichtungen. Immer hängen an solchen Einrichtungen und Häusern auch Angehörige und Besucher, die solche „Brücken“ zur Kirche hin eher betreten als Kirchen und Pfarrhäuser.

Es ist ein Segen, dass wir die Caritas haben. Eine Kirche, die von Gott redet, braucht Orte, wo sie „den Dienst der Fußwaschung“ verrichtet. Aber die Caritas soll auch wissen, dass sie Kirche ist, wo „mit den Händen gepredigt“ und das „Sakrament des Bruders und der Schwester“ (um eine Formulierung von Hans Urs von Balthasar aufzugreifen) „vor den Kirchentüren gespendet wird“. Die Entdeckung solcher caritativer bzw. kirchlicher Häuser als Orte der Pastoral muss weitergehen.

Man könnte, die Überlegungen dieses Punktes zusammenfassend sagen:

Es geht heute darum, einfallsreich eine neue Balance zwischen territorial orientierter Seelsorge und einer Pastoral in Lebensräumen zu gewinnen, seien diese wohnortnah oder auch milieugeprägt.

## Zum Abschluss

Das Christliche wird sich in Zukunft stärker qualitativ präsentieren und weniger quantitativ. Auch heute gilt das Wort: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch nützt nichts“ (Joh 6,63). Es braucht in einer sich ins Subjektive und Beliebige weiter verlierenden Moderne eine Spiritualität, die dem einzelnen Christen Stehvermögen verleiht und ihm hilft, sich dem anderen gegenüber zu öffnen. Mehr und mehr werden „Wege des erwachsenen Glaubens“ notwendig.

Wie diese Spiritualität für heute und morgen aussieht? Sie wird die klassischen geistlichen Erfahrungen neu befragen müssen. Sie wird sich an der Heiligen Schrift und den Sakramenten festmachen, am Kirchenjahr, an Orten, an Personen. Sie wird eine „Alltagsmystik“ entwickeln, die auch Erfahrungen der Verborgenheit Gottes auszuhalten weiß. Und das alles in ganz unpathetischer, nüchterner Weise. Manche geistlichen Gemeinschaften geben uns dazu wichtige Impulse. Das freie Beten und die gemeinsame Bibellektüre unter Katholiken darf nicht die Ausnahme sein. Unsere Gremiensitzungen und sonstigen Zusammenkünfte werden durch einen gegenseitigen geistlichen Zuspruch reicher, nicht ärmer. Bei dieser spirituellen Durchdringung unseres „kirchlichen Alltagsbetriebes“ sehe ich übrigens auch ein Feld fruchtbringender ökumenischer Zusammenarbeit und des gemeinsamen Austausches.

Die alte Selbstverständlichkeit gewinnt wieder neue Evidenz: Nur die Beter werden als Christen bestehen. Und nur eine Kirche, die im Gottesgeheimnis fest verwurzelt ist, bleibt für die Menschen interessant. Dass dies so ist, darauf gründet meine Hoffnung – auch für unsere Bistumskirchen, die in eine neue Zeit hinein unterwegs sind.